

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 37

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau

Das Staunen lernen

Erst jetzt, nachdem ihr der Literatur-Nobelpreis zuerkannt wurde, ist mir Doris Lessing, die englische Schriftstellerin, ein Begriff. Alles, was ich über sie erfahren habe, ist mir höchst sympathisch: ihre einfache Schreibweise, ihre einfachen Geschichten, die von uns allen erlebt sein könnten. Wie schön, dass ihre Werke nun auch ins Deutsche übertragen und dadurch einem breiteren Publikum bekannt werden!

In den «Memoiren einer Ueberlebenden» beschreibt Doris Lessing das Leben einer alten Frau in England. Diese Frau, ohne Familie, allein in einem Reihenhaus lebend, schaut täglich stundenlang von ihrem Fenster-

sitz aus auf die Strasse und erlebt so vom sicheren Platz aus, als wäre sie mittendrin, das Aufwachsen der Kinder. Sie beobachtet das Chaos dieser Strasse, sieht, wie die Kinder verrohen, hört, dass sie fast keine Sprache mehr haben, entdeckt, dass sie zu Kannibalen werden und rauben, sogar morden.

Ist die alte Frau entsetzt über die schreckliche neue Zeit? Jammt sie? Richtet sie? Nein, da sie alles von oben herab erlebt, verleiht ihr das eine gewisse Distanz. Klug und sachte versucht sie, eines der verwahrlosten Mädchen zu sich heranzuziehen, nimmt es bei sich auf und hofft, ihm ein wenig Geborgenheit schenken und es auf ein besseres Leben vorbereiten zu können.

So viel über eines der Werke Doris Lessings. Was mich allein schon für sie eingenommen hätte,

ist das Interview, das sie einem Journalisten des «Observer» gab. Auf die Frage: Wie fühlt man sich als 61jährige Frau?, antwortete sie unumwunden: Fein, es ist eine ausserordentliche Erfahrung, älter zu werden und Ballast abzuwerfen. Jedoch: nur wer frei ist von Angst vor Verlust von Jugend und Schönheit, kann wirklich frei sein. Jüngere Leute nehmen ältere Leute überhaupt nicht wahr, sagte sie zu dem jungen Mann, für die Jugend existieren Alte nicht. Aber Sie wissen gar nicht, was Sie verpassen. Setzen Sie sich doch einmal auf die Bank zu einer alten Frau und hören Sie ihr zu – Sie werden das Staunen lernen.

Nun, der junge Journalist wird das Staunen bereits gelernt haben... Von jetzt an halte ich in den Pärken Ausschau nach alten Frauen auf den Bänken. Ich

nehme mir vor, mich zu den Begegneten zu setzen, sie zum Erzählen zu bringen – und mich zum Staunen.

Da fällt mir ein, dass unsere Tochter, von England in die Schweiz zurückkehrend, behauptet hatte, die alten Damen in England seien viel freundlicher als die alten Damen in der Schweiz. Diese seien verschlossen, misstrauisch und unfreundlich. Sie sässen griesgrämig und ohne Lächeln im Tram.

Wenn das nur so wäre, weil ihnen niemand zuhört, weil sie niemand zum Erzählen bringt?

Dem könnte abgeholfen werden! Jedenfalls sollten wir versuchen, die älteren Leute vermehrt in unser Leben einzubeziehen. Dass es sich dabei nicht um ein einseitiges Geben handeln würde, lehrt(e) uns Doris Lessing.

Suzanne

Budapest – und zurück

Was ich mir schon lange gewünscht habe, ist wahr geworden: eine Reise in einen Ostblockstaat, mit jemandem, der die Sprache beherrscht und das Land kennt.

Wir logieren im «Gellert»-Hotel, meine Freundin hat noch Geld, das sie nur in Ungarn ausgeben darf.

Ein Bekannter holt uns zu einer Stadtbesichtigung ab. Er fährt sicher und gut durch Budapest, und das mit zwei Prothesen. Im russischen Gefangenengelager sind ihm beide Füsse und die Unterschenkel abgefroren. Autos mit automatischem Getriebe gibt es in Ungarn nicht, der Mann muss also mit seinen künstlichen Beinen kuppeln und Gas geben.

Der Behinderte führt uns zu Fuss um das Freiheitsdenkmal der Russen herum. Anschliessend bringt er uns in sein Heim. Die Gattin hat ein Nachtessen für uns vorbereitet: Salami, verschiedene Würste, Paprika, Tomaten, eine grosse Käseplatte, herrlichen Weichselstrudel, Kirschen, Erdbeeren mit Rahm. Will sie uns beweisen, wie gut es den

Ungarn geht? Unser Bekannter ist zu erschöpft, um uns ins «Gellert» zurückzufahren. Er lässt seinen Sohn kommen, der uns chauffiert. Ich bin überwältigt von so viel Gastfreundschaft.

Am folgenden Abend gehen wir mit Verwandten meiner Freundin aus. Der Mann, ein 81jähriger Charmeur, stammt aus der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie. Er spricht, wie man schreibt, mit ungezählten Höflichkeitsfloskeln. Die Sprache passt zu dem alten Lokal, das meine Freundin noch aus ihren Jugendtagen kennt. Eine Gruppe Touristen kommt herein. «Das sind Ostdeutsche», sagt unser Begleiter. Sie nähern sich schüchtern einem Tisch. Dort treffen sie sich mit westdeutschen Freunden.

In Budapest ist es selbstverständlich, dass junge Leute im Tram älteren Platz machen. In einem Laden kaufen wir Tokayer und eine Flasche Barack-Schnaps. Wir bemerken zu spät, dass wir keine Tragetasche haben. Eine Unbekannte neben uns greift wortlos in ihre Tasche und über gibt uns ihr Netzchen, einfach so...

Im Anblick eines Tunnels, an dem wir vorbeikommen, bemerkt



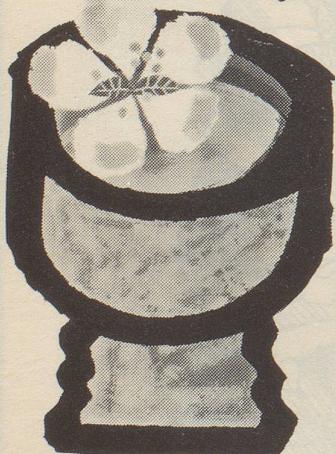
meine Freundin: «Hier gehe ich nicht gerne entlang, weil ich als junges Mädchen über einen Haufen gefrorener Leichen steigen musste.» Meine Freundin war als Jüdin in der Widerstandsbewegung tätig. Ihre Spezialität: Fälschung von Ausweispapieren. Zweimal hätte sie deportiert werden sollen.

Auf der Heimreise im «Wienerwalzer» tritt an der Grenze ein Beamter ins Coupé und leuchtet unter alle Sitze. Ich sehe, wie draussen ein Soldat den langen Zug abschreitet. Vor jedem Wagen – und es ist ein sehr langer Zug – bückt er sich, kriecht zwischen die Räder, so dass nur noch eines seiner Beine hervorschaut. Mit einer starken Taschenlampe kontrolliert der Staatsdiener, ob sich jemand unter den Zug gehängt hat, um auf diese Weise in den Westen zu gelangen ... *Hege*

Hilf dir selbst ...

An einem prächtigen, warmen Herbsttag sitze ich für einen Pausenkaffee im kühlen Schatten eines Hinterhofbeizchens in unserer Altstadt. Da nähert sich mir eine ältere Frau, die mich mit ihrem freundlichen Gesichtlein und dem «zöpflete Ribel» an alle Grossmütter «selig» erinnert.

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Ziemlich undeutlich, mit den Händen der Sprache nachhelfend, fragt mich die Frau, ob an meinem Tisch noch ein Platz frei sei. Ja freilich, antworte ich und schaue zu, wie das Grosi umständlich in seiner Stofftasche herumzukramen beginnt. Nach einer Weile kommt ein Büchlein zum Vorschein. Das Grosi strahlt mich an und sagt: «Au-ez me au en Halände?»

Auf einen Blick sehe ich, dass das Büchlein ein Invaliden-Kalender 1981 ist. Aha, denke ich, das Grosi gehört zu den Benachteiligten, vermutlich ist es taubstumm. Ja freilich, sage ich wieder, und lege Geld auf den Tisch, auch wenn mich die Daten des kommenden Jahres noch wenig kümmern. Dafür hätte ich gerne gewusst, ob das Grosi vom Kalenderverkauf zu leben hat, weshalb ich – betont langsam und überaus deutlich – zu einem Gespräch ansetze. Das Grosi gibt mir bereitwillig Auskunft und erklärt, vom Verkaufserlös erhalten es zwar nur ein paar Batzen, aber immerhin. Und mit diesem Nebenverdienst komme man eben unter die Leute, das sei ihm das Schönste.

Ich freue mich darüber, wie erstaunlich gut mir die Verständigung mit einer leicht Taubstummen gelungen ist. Da fängt das Grosi wieder an, in seiner Tasche zu kramen. Es bückt sich halb unter den Tisch, taucht wieder auf und sagt mit leuchtenden Augen, klar und deutlich: «Wämer no lenger miteinand prichtet, dänn tueni s Biss lieber wieder ine! Wüszezi, wänis dusse ha, bringi dopplet sovill Kaländer ab ...»

Das nenne ich einen Fall von tätiger Selbsthilfe, wenn nicht gar ein leuchtendes Beispiel für einfache Verkaufspräzessologie ...

Christa G.

Irrsinn

Nichts Besonderes. Ferien, wie sie viele Leute verbringen. Ferien auf einem Campingplatz. Ein kleiner Unfall – nicht schlimm: eine Verbrennung am Bein – schmerhaft, natürlich, wie Verbrennungen eben sind – für den Arzt der Notfallstation jedoch kaum beachtenswert – er kennt andere Fälle ...

Auch ich habe anderes gesehen. Das schmerzverzerrte Gesicht des Mädchens, das sich verbrannte, den Kampf gegen Schreie und Tränen (man ist doch tapfer und weint nicht), gegen die Qual, das endlich hinausgeschriene Bedürfnis nach Linderung – daneben meine erbärmliche Hilflosigkeit.

Später, in der Nacht, Bilder, die unausweichlich in mir aufsteigen. Das schmerzverzerrte

Gesicht, die um Hilfe flehenden Augen des Mädchens werden grösser, vervielfachen sich, werden zum Bahnhof von Bologna. Die Bilder flehen, schreien heftiger – vervielfachen sich erneut, werden zum Kriegsschauplatz. Ueberall Schreie, Tränen – und mittendrin ich, in meiner Verzweiflung darob, diesem Irrsinn nicht entgegentreten zu können, unendlich hilflos zusehend.

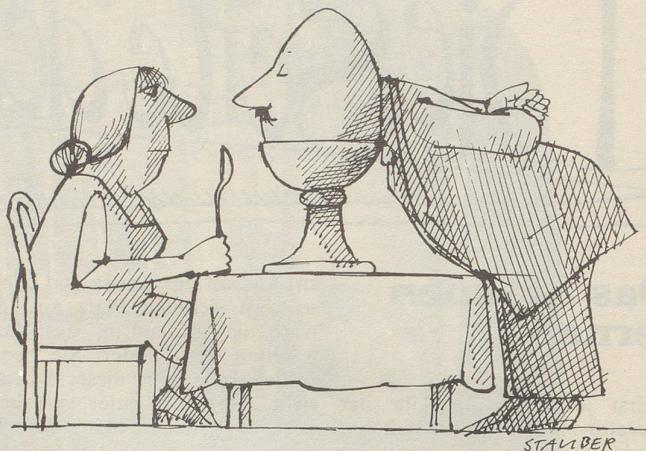
Wer sagt denn, dass ich jetzt weine? *H. R.*

Camping

Mein kleiner Enkel kommt gerne zu uns, zu mir und meiner Tochter, die, an der Schwelle des Erwachsenwerdens, oft noch sehr Kind ist. Nun, in den Ferien, hatte sie Zeit zum Spielen und musste nicht immer nur Aufgaben machen.

Eigentlich hatten wir an jenem Sommertag baden gehen wollen. Weil aber der Himmel am Morgen nicht sehr verheissungsvoll aussah, beschlossen wir, zu Hause zu bleiben und das Zelt, das mein Sohn im Estrich eingelagert hatte, aufzustellen. Mit viel Eifer, unterstützt von den guten Ratschlägen der Nachbarin, die über den Hag lugte, gingen wir ans Werk. Wir hatten diese Arbeit noch nie gemacht. Mit viel Mühe und grossem Zeitaufwand gelang es uns schliesslich, die Behausung aufzustellen. Die Begeisterung war gross. Nun wollte meine Tochter ihr eigenes kleines Rucksackzelt, das sie sich zusammengespart und erst vor kurzem gekauft hatte, ausprobieren. Es aufzustellen war viel einfacher, außerdem hatten wir jetzt schon Uebung. Schliesslich fehlte nur noch die Einrichtung.

Eifrig schleppte jedes Luftmatratze, Wolldecke, Klappstühlchen und andere wichtige Dinge herbei. Sie beschlossen, die Nacht rückte näher. Der Himmel, der in diesem Sommer seine Schleusen so oft geöffnet hatte, liess mich im Stich. Schwestern Herzens bereitete ich mich für die Nacht im Zelt vor. Der



jenen Nacht im Zelt zu verbringen, der Kleine im grossen und die Grosse im kleinen. – Ob ich nicht vielleicht auch draussen schlafen wolle?

Eigentlich wollte ich lieber nicht. Aber es schien mir unverantwortlich, die beiden nachts allein draussen zu lassen. All die schrecklichen Zeitungsberichte der letzten Wochen kamen mir in den Sinn. Es ging mir fast wie jener Henne, der man Enten untergeschoben hatte und die verzweifelt zusehen musste, wie sich ihre Kinder, eins nach dem anderen, ins Wasser stürzten. Ich suchte krampfhaft nach einer Ausrede; denn Angst machen wollte ich den Kindern nicht. Ich betrachtete den Himmel. Aber die Regenwolken hatten sich verzogen. Nur einige weisse Schönwetterwolken glitten friedlich dahin.

Wohl hatte ich auch schon gebetet, vor vielen Jahren nämlich, als mein Mann noch lebte, die Buben noch klein waren und die Tochter noch nicht auf der Welt war. An der Seite meines Mannes fühlte ich mich sicher und geborgen. Allein bin ich weniger mutig. Ich ziehe es vor, wenn sich mein Bett innerhalb solider Mauern befindet. –

Die Luftmatratze! Das war es. Ich hatte keine! «Das macht nichts, wir holen dir das Liegebett und den Schlafsack!» erklärten sie, und stoben davon. Stolz zeigten sie mir die eingerichtete Kammer im grossen Zelt. Noch kapitulierte ich nicht.

Mein Rücken! – Sie wussten beide, dass er nicht mehr in Ordnung ist. «Gut, ich werde es versuchen, aber wenn ich Rückenweh bekomme, gehe ich ins Haus!» tat ich ihnen kund.

Die Nacht rückte näher. Der Himmel, der in diesem Sommer seine Schleusen so oft geöffnet hatte, liess mich im Stich. Schwestern Herzens bereitete ich mich für die Nacht im Zelt vor. Der

Hund, den wir im Vorzelt plaziert hatten, schlief fast augenblicklich ein. Auch meinen Enkel übermannte der Schlaf, nachdem er mir einige Male über den Bauch gestiegen war, weil er angeblich etwas vergessen hatte. Die Tochter bezog ihre Klausur erst später, weil sie unbedingt noch fernsehen musste. Ergeben lag ich da und wartete darauf, dass es dunkel würde. Ob wohl der Herd ausgeschaltet und der Boiler eingeschaltet war?

Ich war zu müde, um nachzusehen. Von den beiden nahen Kirchtürmen hörte ich den Stundenschlag. Ein Käuzchen schrie. Ein Zug brauste vorbei. Auf der fernen Autostrasse knatterte ein Motorrad. Wieder schlügen die Turmuhrn. Richtig dunkel wurde es nicht. Das Fenster hob sich als helles Viereck von der Zeltwand ab. Ich drehte mich, streckte mich, verstellte den Kopfteil des Bettes, zog den Schlafsack zurecht, ich deckte den Kleinen zu, der sich freigestrampelt hatte, aber schlafen konnte ich nicht. Der Hund war aufgewacht, schnupperte an der Zeltwand – und begab sich ins Freie. Ich hörte ihn Wasser trinken. Nach einer Weile kam er wieder, kratzte mit seiner Pfote an meiner Wand, schnaubte und entfernte sich wieder.

Aufmerksam lauschte ich auf die Geräusche der Nacht. Etwas Neues tönte an mein Ohr. Wie wenn ein Automotor angelassen würde, einige Male leer drehte und erstarb. Vielleicht wollte jemand im nahen Wald parkieren? – Immer wieder dasselbe Geräusch! Vielleicht Gleisarbeiten – oder am Ende ein Bagger? Mitten in der Nacht?

Die Turmuhrn schlügen eins, eine nach der andern. Dann sah ich plötzlich den Bagger. Seine Greifer trugen einen Berg ab, und ich stand oben drauf. – Jemand rief mir, ich solle herunterkommen.

Man rief mich wirklich! Die Stimme meiner Tochter war es, die ängstlich nach dem Hund fragte. «Er ist schon draussen, was hast du?» «So hör doch!» Nun hörte ich es auch. Ein em-

siges Schnaufen, fast ein Grunzen tönte aus der Nähe ihres Zeltes. – Ein Igel war unter dem Holzstoss hervorgekommen und hatte sich auf Nahrungssuche begaben. «So kann ich nicht schlafen, ich gehe ins Haus!» rief mein Kind.

Wie war ich dem Igel dankbar! «Dann kommen wir auch,» entschied ich. Den Kleinen zu wecken war nicht schwer, er fror. Da zogen wir um, mitten in der Nacht. In unseren Betten fielen wir fast augenblicklich in einen erholsamen, wenn auch kurzen Schlaf. *Ruth*

Fünf Kilo

Es gibt zwei Sorten Leute mittleren Alters: solche, die abnehmen wollen, und solche, die abnehmen. Letztere sind in der Minderzahl. Kunststück!

Was in meiner Umgebung geschah: Zwei Männer schliessen eines geselligen Kegelabends eine Wette ab. Nämlich: Gleichen Monatstages zwei Monate später haben sie fünf Kilo weniger! Die Gattinnen nehmen anderntags wohlwollend Kenntnis davon. Frauen solch prächtig-fülliger Mannsstücke kochen bekanntlich chronisch defensiv, versuchen hier, versuchen dort Kalorien abzuzwacken. – Redliches Bemühn, das dann ebenso chronisch vom Partner durch zwei bis drei zusätzliche Gläser Rotwein oder (und) einen geschickten Griff in Madames Schokolade-Winkel zu nützen gemacht wird.

Fünf Kilo – ein heroischer Entschluss Adams, wenn auch vorerst noch relativ milde, weil der Erfolgsnachweis in gut sechzigjähriger Ferne liegt. Da braucht man kaum gleich anzufangen, oder? Weiterhin treffen sich die beiden Kegelfreunde wöchentlich, hochstapeln ihre zwei Bier (pro Mann) trinkend, einen Wurstsalat essend. Mit Bürli, klar. Und zu Hause dann zusätzlich... (siehe oben).

Nach einigen Wandertagen – «aktive» Ferien, aber eben in jeder Beziehung «aktiv» – konstatiert der mir näher lebende

Mann zwei Kilo Gewichtszunahme, womit er also bis zum Datum X (in rund vier Wochen) sieben Kilo wegzubauen hätte. Anzunehmen ist, dass es seinem Kegelfreund ähnlich erging; das Zerhauen des «gördischen Knotens» in Gestalt des Bauch-weg-Hungers bestand für den Freund darin, die Kegelabende dringender Verpflichtungen wegen einfach zu schwänzen...

So verließ denn das stolze Männer im Sande des «grauen», aber kulinarisch bunt kalorienreichen Alltags. Mit Bauch. Als ebenso anhänglich wie er erwiesen sich Freundschaft (gegenseitig) – und Kegelabend. Was bedeuten daneben fünf (sieben) Kilo zuviel pro Kopf, bzw. Taille?

Leona

Echo aus dem Leserkreis

Die brave Frau denkt nur an sich

Auf der Frauenseite im Neben Nr. 32 hat unsere rote Ilse wieder einmal Dampf abgelassen. Ihr Rezept ist denkbar einfach und verursacht keinerlei denkerische Unkosten. Sie öffnet blass ihr beliebtes Ventil: der Hausbesitzer ihrer Mietwohnung, dieser Herr des schnöden Mammons, dieser Geldvogt, wird nach Strich und Faden heruntergemacht, weil er es gewagt hat, einen Ausgleich für den höheren Hypothekarzins zu verlangen. Ob Ilse wohl auch so rabiat protestierte, als er den Mietzins wegen des gesunkenen Hypothekarzinses ermässigt hatte? Reklamiert sie auch, wenn die Staatsbeamten mit der grössten Selbstverständlichkeit mit ihren Löhnen den automatischen Teuerungsausgleich erhalten, wenn die Handwerkerlöhne und damit die Unterhaltskosten der Häuser steigen?

Ich komme leider nicht darum herum, Ilse eine kleine Denksportaufgabe zu stellen: Woher kommt es wohl, dass im angeblich reichsten Lande der Welt etwa 75 Prozent der Einwohner Mieter sind, während in viel ärmeren Ländern 50 und mehr Prozent Hauseigentümer sind? Offenbar lässt es sich unter diesen schweizerischen Geldvögten doch ganz gut leben. Dass es in der Schweiz noch eine besonders «glückliche» Klasse von Eigenheimbesitzern gibt, dürfte Ilse wohl nur insofern interessieren, als diese rechtlose Minderheit ein besonders dankbares Ausbeutungsobjekt unseres Fiskus geworden ist. Diese Dummköpfe, die geschuftet und gespart haben, um zu einem eigenen Dach über dem Kopf zu kommen, werden vom Staat mit Hilfe der sogenannten Eigenmiete regelrecht bestohlen.

Jeder, der ein Haus baut, bezahlt natürlich eine wirkliche Eigenmiete, die einerseits aus dem Ertragsverzicht auf dem investierten Eigenkapital und anderseits aus dem Hypothekarzins besteht sowie den Nebenkosten (Hausunterhalt, Versicherungen, Gebühren, Heizkosten etc.). Mit dem perfiden Trick einer zweiten «Eigenmiete», die auf Grund

eines gar nicht vorhandenen Einkommens berechnet wird, werden die Eigenheimbesitzer rücksichtslos geschröpft. Am schlimmsten sind diejenigen dran, die ihre Hypothekenschulden ganz abzahlen, denn sie können nicht einmal mehr deren Zinsen von der ihnen auferlegten Strafsteuer abziehen. Ausgerechnet sie, die den Kapitalmarkt entlastet und so billige Hypothekarzinsen ermöglicht haben, werden am rücksichtslosesten ausgeraubt. Durch diese ungerechte Strafsteuer wird also die Rückzahlung der Hypotheken weitgehend verhindert, was unweigerlich zu höheren Hypothekarzinsen und automatisch auch zu höheren Mietzinsen führt. In einem Lande, wo die Verschuldung des Grundbesitzes sowieso schon viel zu hoch ist, müssen darum die Mieter am Ende doch die Zeche bezahlen, und zwar gleich zweimal, weil höhere Hypothekarzinsen auch die Produktionskosten der Landwirtschaft, deren Verschuldung bekanntlich extrem hoch ist, unnötigerweise in die Höhe treiben. So werden die Bauern gezwungen, immer mehr zu produzieren, was zu den berühmten Butter-, Käse- und Fleischbergen führt. Diese müssen aber mit endlosen Subventionen von allen Steuerzahlern getragen werden. Man sieht: ein unmoralischer Betrug an einer Minderheit von Steuerzahlern zieht einen ganzen Rattenschwanz weiterer Laster nach sich! Es kann darum nicht länger verbrauscheigt werden, dass eine solche Politik keine fünf Schilling wert ist.

Ich hoffe, es werde auch bei Ilse endlich tagen, damit sie aufhört, einfach alle Hausbesitzer schlechtzumachen. Ohne eigenes Nachdenken geht es freilich nicht, denn schon mein Grossvater konstatierte: Z Tängä isch ä strängä Hund.

F. Kundert, Feldbach

Da es kaum etwas Erhebendes gibt, als von einem Mann denken zu lernen, erscheint dieser Leserbrief in vollem Umfang. – Die Diskussion um Mieter und Vermieter kann weitergehen. Hoffentlich tut sie's auch!

Am kürzeren Hebelarm
(Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Ilse

Deine Zeilen haben mich die Wände hinaufgebracht, aber lache nicht, ich bin schon wieder auf dem Boden gelandet!

Uns ist es nämlich genau gleich ergangen wie Dir. Sinnigerweise platzte der «schöne» Brief in unsere Ferien – und genau am Geburtstag meines Mannes!

Alles Fluchen half natürlich nichts, was bleibt, ist eine Ohnmacht, eine Gewissheit des Ausgeliefertseins an «arme» Hausbesitzer. Niemand kommt mir mit dem Rezept, an die Mieterschlichtungsstelle zu gelangen. Man kann's versuchen, wenn man bis in spätestens drei Monaten, das heisst bis zum nächsten Kündigungstermin, den Empfang des «blauen Briefes» nicht fürchtet.

Immer noch, und bis in alle Ewigkeit, sitzt der Schwächere am kürzeren Hebelarm. Und da wundern sich gewisse Leute, wenn vom Fussvolk rot gestimmt wird!

Hermine

